Foto: Werner Kuhn

JAGD-RAUM-KONZEPT

Vom Wald ins Feld

Weniger Verbiss, aber nicht weniger Rehwild, das zudem sicht- und somit erlebbarer wird. Das klingt nicht nur gut, sondern lässt sich auch in der Praxis umsetzen. Lebensraumexperte Werner Kuhn zeigt, wie es funktioniert.

Gut versteckt: Bei solcher Deckung ist dieses Reh nicht auf den Schutz des Waldes (Hintergrund) angewiesen.

Rehwild kommt in nahezu allen Lebensräumen unserer Kulturlandschaft vor: Im Wald, am liebsten in gemischten Strukturen, die durchaus auch in Siedlungsnähe sein können, und als Feldrehe in der offenen Agrarlandschaft. Wobei letztere in einigen Revieren verschwunden sind, was einerseits mit der Lebensraumveränderung zusammenhängt, aber andererseits auch durch die Art und Weise der Jagd verursacht wird.

Reine Feldrehe sind selten geworden. Sie verursachen keinen Verbiss im Wald, da sie ganzjährig in der Flur leben. Sie nutzen während der Vegetationszeit zwar das Deckungsangebot durch Feldfrüchte, etwa von Mais, Getreide und auch die Zwischenfruchtflächen im Herbst und Winter. Aber letztendlich ist ihre Strategie der Feindvermeidung, Distanz und Weitsicht zu wahren.

Im Gegensatz zu Feldrehen und in reinen Forstgebieten, nutzt Rehwild in gemischten Strukturen aus Wald, Hecken und Offenland den gesamten Lebensraum. Mit Beginn der Einstandskämpfe und der Setzzeit verteilt es sich auf die gesamte Revierfläche, da dann Raps und Getreide ausreichend Deckung bieten. Zu dieser Jahreszeit nimmt die Rehwilddichte im Wald ab. Das ist oft gleichbedeutend mit weniger Verbiss.

Während der Vegetationszeit ist dieser Umstand sicherlich von geringerer Bedeutung, da reichlich attraktive Äsung aus jungen Kräutern und Gräsern zur Verfügung steht. Mit Beginn der Getreideernte wendet sich das Blatt aber, denn Tag für Tag verschwindet ein Einstand nach dem anderen. Den Abschluss bildet die Maisernte und bedeutet damit auch den Verlust der letzten Deckung in der Feldflur.

Der Zwischenfruchtanbau mit hochwüchsigen Mischungen kann später im Jahr wieder temporäre Lebensräume bieten – ein frühzeitiger Saattermin vorausgesetzt, damit sich die Bestände auch entsprechend entwickeln können. In der Praxis ist es allerdings meist so, dass die Aussaat erst Ende August, Anfang September erfolgt, wodurch die Zwischenfruchtbestände kein ausreichendes Längenwachstum mehr erreichen. Damit bieten sie dem Rehwild zu wenig Deckung. Trockenheit wie in den vergangenen Jahren tut ihr Übriges dazu.

Werden entsprechende Flächen nur in Teilen bearbeitet, fallen sie nicht komplett als Deckungsstruktur aus.

Fotos: Werner Kuhn

Somit zieht sich das Rehwild spätestens nach der Maisernte wieder in den Wald zurück und verursacht dort in Abhängigkeit von der Bestandsdichte und anderer Faktoren Verbissschäden an Trieben und Knospen. Daraus resultiert in der Regel die Forderung, mehr Rehe zu schießen. Wer den Wald und die kommunalen Kassen im Blick hat, wird unschwer feststellen, dass eine einigermaßen intakte Naturverjüngung regional auch dringend gebraucht wird.

Ein wichtiger Lösungsansatz wäre es, mehr Rehen einen Ganzjahreslebensraum im Feld zu ermöglichen. Stücke, die in der Flur leben, verbeißen nicht im Wald. Um das zu ermöglichen, muss allerdings an zwei wesentlichen Stellschrauben gedreht werden: der Jagdstrategie und der Lebensraumverbesserung im Offenland.

Die üblichen Ackerkulturen bieten in den Sommermonaten meist einen akzeptablen Lebensraum für das Rehwild. Aber um Teile davon ganzjährig in der Feldflur zu halten, müssen die Strukturen genau betrachtet werden.

Hecken und Feldgehölze lassen sich nur schwer neu anlegen, aktuell eigentlich nur im Rahmen von Ausgleichsmaßnahmen. Es lohnt sich und ist oftmals leichter umzusetzen, bereits bestehende Windschutzstreifen und Feldgehölze zu optimieren. Der erste Ansatz ist, die vorhandenen Strukturen durch gezielte Pflegeeinsätze zu verbessern, das heißt, sie im unteren Bereich zu verdichten. Wird angrenzend ein mehrjähriger Blühstreifen angelegt, entsteht ein passabler Ganzjahreslebensraum. Dazu bieten sich Stilllegungsflächen oder Agrarumweltmaßnahmen der Länder an.

Ein Ziel des Jagd-Raum-Konzepts: Üppige Naturverjüngung, hier im Revier des Autors.

Mehrjährige Energiepflanzen (r.) bieten deutlich früher im Jahr hohe Deckung als etwa Mais.

Bei den Stilllegungsflächen, egal ob freiwillig oder im Rahmen des Greenings, ist der Landwirt frei in der Mischungswahl. Er kann also aussäen, was er möchte. Durch gezielte Wahl des Saatgutes können mehrjährige, bis knapp zwei Meter hohe, rehwildgerechte Strukturen in der Feldflur geschaffen werden. Die Sache hat jedoch einen Haken: Solche Flächen unterliegen der jährlichen Mulchpflicht. Mit einer Ausnahmegenehmigung, die mittlerweile unkompliziert von den Landwirtschaftsämtern oder -kammern erteilt wird, lässt sich diese geförderte Zerstörung von Wildtierlebensräumen etwas abmildern. Auch Kreisjägerschaften können als anerkannter Naturschutzverband Anträge zur Befreiung von der Mulchpflicht erteilen, die der Landwirt dann bei einer Vorortkontrolle vorlegen kann. Somit kann er selbst entscheiden, in welchem Turnus er die „Pflegemaßnahme" durchführt. Entweder mulcht der Landwirt jährlich lediglich die Hälfte der Fläche oder jedes zweite Jahr den ganzen Bestand. Letzteres führt aber zum kompletten Verlust der vertikalen Struktur.

Großes Potenzial, um Wildtierlebensräume zu schaffen, haben die mehrjährigen Blühflächenprogramme der einzelnen Bundesländer, mit Standzeiten von fünf Jahren. Während dieser Laufzeit dürfen die Flächen nicht gemulcht werden. Das bedeutet: fünf Jahre Ruhe auf der Fläche. Folglich könnten sich mithilfe der Blühflächenprogramme mehrjährige Lebensräume in der Feldflur entwickeln.

Im Rahmen der Agrarumweltprogramme der Bundesländer sind die auszusäenden Mischungen aber vorgeschrieben, der Landwirt darf also nur diese aussäen. Schaut man sich die Artenzusammensetzung der Saatmischungen genauer an, stellt man fest: Sie sind zwar oft sehr artenreich, bestehend aus ein- und zweijährigen sowie ausdauernden Gewächsen, aber die Pflanzen erreichen meist nur einen hüfthohen Aufwuchs. Es werden auch immer noch Mischungen mit sehr

Miscanthus bietet dauerhaft und auch in den kargen Jahreszeiten übermannshohe Deckung im Feld.

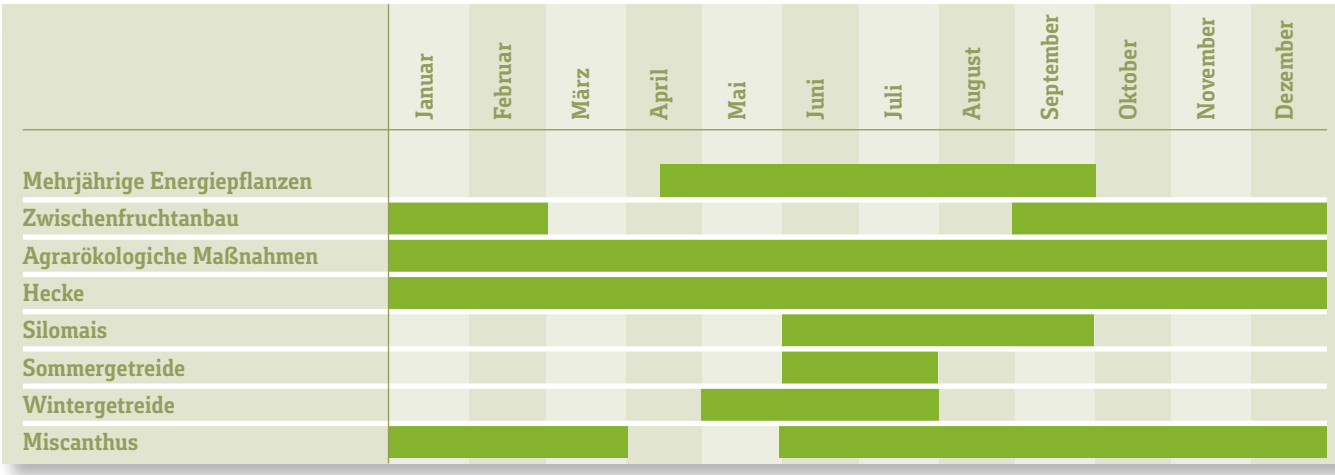
Die Artenzusammensetzung der Saatmischungen ist entscheident, ob der Bestand als Rehwilddeckung taugt oder nicht. Hier würde sich kein Stück sicher fühlen.

hohen Gräseranteilen sowie Sonnenblumen und Senf für das erste Standjahr vorgegeben. Für Hase, Rebhuhn und andere Vogelarten sind das wertvolle Lebensräume, die deren Bedürfnissen in vielen Bereichen gerecht werden. Für das Rehwild ist es jedoch nur ein guter Sommerlebensraum mit vielfältigen Äsungsmöglichkeiten. Taugliche Deckung gibt es aber – wenn überhaupt – nur im ersten Winter durch abgestorbene Sonnenblumen und Malven. In den Folgejahren fehlt es an den hochwüchsigen, mehrjährigen Pflanzenarten, wie Rainfarn, Beifuß oder Wilde Karde. Diese und andere Arten erreichen eine Wuchshöhe von bis zu zwei Metern ab dem zweiten Standjahr und bilden auch bei Schneelagen stabile Bestände.

Es wäre ein Leichtes, den Mischungsanteil der hochwüchsigen Arten zu erhöhen, um die notwendige Dichte und das gewünschte Höhenwachstum zu erreichen. Das hätte allerdings zur Konsequenz, dass sich die niederwüchsigen und lichtbedürftigen Arten nicht ausreichend entwickeln und somit die Mischungen artenärmer werden.

Ein Lösungsansatz wäre es, ab einer Schlaggröße von etwa einem Hektar zwei Mischungen auszusäen, die sich bezüglich Dichte und Höhenwachstum unterscheiden. Oder es werden zumindest durch Handaussaat einzelne Bereiche mit dichteren Strukturen ge-

Deckung in der Agrarlandschaft



Grafik: Werner Kuhn

Fotos: Werner Kuhn

Ein durchdachtes Lebensraumkonzept mit angepasster Jagdstrategie macht Rehwild tagaktiv und für jedermann erlebbar.

schaffen. Das hilft nicht nur dem Rehwild sowie dem Fasan, sondern dient auch Braunkehlchen, Sumpf- und Teichrohrsänger. Ihre angestammten Bruthabitate – die Hochstaudenflur – existiert aufgrund des Mulchwahnsinns größtenteils nicht mehr.

Die eigene Erfahrung hat über die Jahre gelehrt, dass Rehwild ganzjährig in der Feldflur seine Einstände in strukturreichen Flächen hält. Aber dazu ist auch eine angepasste Jagdstrategie notwendig.

Das Waidwerk an und in den Rückzugsbereichen der Rehe im Feld verlangt höchste Sensibilität, soll Rehwild ganzjährig im Offenland gebunden werden. Das heißt aber nicht, die Jagd dort komplett einzustellen. Allerdings sollte der Rehwildabschuss nur vom Ansitz aus erfolgen und sich auf kranke und schwache Stücke beschränken. Es spricht auch nichts dagegen, den alten Kempen oder den Ausnahmebock zu erlegen – wenn das alles ohne innerartliche Zuschauer abläuft. Denn nicht nur Rot-, auch Rehwild lernt schnell, Mensch und Tod zu verknüpfen sowie zu differenzieren, auf welchen Flächen Jagddruck und wo Ruhe herrscht.

Das wiederum macht man sich zunutze, um seinen Teil zum Waldumbau zu leisten: Das Gros des Abschusses wird vorrangig auf die Waldflächen verlegt, auf die der Verbiss den größten negativen Einfluss hat, etwa Anpflanzungs- und Naturverjüngungsflächen – auch wenn dort vielleicht der ein oder andere Ansitz mehr notwendig ist, um Beute zu machen. In solchen Bereichen sollte nicht viel Federlesen betrieben werden. Denn schließlich werden dafür andere Stücke dort alt, wo sie weniger oder gar nicht verbeißen können. So ist es durchaus möglich, Schäden deutlich zu senken, ohne insgesamt mehr Rehe erlegen zu müssen!

Die konsequente „Erziehung“ des Wildes mit sicheren Ganzjahreslebensräumen im Offenland hilft, dass Rehe in der Feldflur auch tagsüber sichtbar sind. Das erfreut natürlich ebenfalls die Menschen, die mit der Jagd nichts am Hut haben, und hilft, dass heimische Wildtiere und das Waidwerk positiver wahrgenommen werden.

Selektive Abschüsse wie etwa dieser abnorme Erntebock sind natürlich auch an den Feldeinständen möglich, das Gros sollte aber im Waldteil erlegt werden.

Fotos: Werner Kuhn